

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 35. 1898.

Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Die plötzliche heftige Erkrankung Talleyrand's verhinderte den ränkevollen Geist, noch in letzter Stunde Gegenbefehl an seinen Intendanten in Schloß Valençay zu geben. Madame de Vernier reiste sofort nach der Besitzung des Fürsten, und der Verwalter zögerte nicht, Madeleine in Freiheit zu setzen. Die alte Dienerin war thatsächlich in Valençay in einer Art Gefangenschaft gehalten, sonst aber gut behandelt worden. Sie jubelte auf, als sie ihre Herrin wiedersah und den düsteren Mauern des alten Schlosses den Rücken kehren durfte. Ihre erste Frage aber galt Louison.

Louison! Ja, hatte Talleyrand denn wirklich die Wahrheit gesprochen? Weilte das theure, liebe Mädchen in Tulzin, bei der Gräfin Sophie Potocka?

Madame de Vernier wollte sofort nach dem Fürstensitz der Potocka aufbrechen. Madeleine und Dulot, der inzwischen von seiner Verwundung genesen war, sollten sie begleiten. Da aber Stetten gerade, als die Abreise der Drei vor der Thür stand, Aussicht auf einen längeren Urlaub erhielt, so bat er, daß sie zunächst mit ihm nach Kremmrode gehen möchten, und sie willigten mit Freuden ein.

— — — — — — — —

Wieder hatte sich das alte Herrenhaus zum Empfang des Sohnes festlich geschmückt, der vom König zum Major befördert worden war. Wieder stand der Vater am Fuß der Veranda und neben ihm Jakobäa. Aber diesmal verweigerte sie ihm nicht den Willkommenkuß, sondern bot ihm, ohne des Großohms gestrenges Geheiß abzuwarten, von selbst die Lippen dar, wußte sie doch längst aus seinen Briefen, daß sein Herz jetzt ganz ihr, nur ihr allein gehörte. Und sie wußte auch, daß sie dies Herz, das gereinigt war vom Feuer übersprudelnder Leidenschaft, von den Schlacken der Jugend, sich zu erhalten und zu bewahren wissen werde als ihr kostbarstes Gut, als ihren höchsten Schatz.

Und als er sie umschlungen hielt, legte der alte Vater segnend seine Hände auf den blonden Scheitel. „Mache ihn glücklich, Kind!" flüsterte er ihr zu, und dann zu Kurt: „Wetterjunge, wenn Du sie nicht auf den Händen trägst, hast Du es mit mir zu thun, so wahr ich Stetten heiße!" Und darauf rann ihm Thräne auf Thräne in den weißen Bart.

Als sie aber nachher Alle beisammen im gemüthlichen Wohnzimmer saßen, war es zuerst wieder Jakobäa, die inmitten all' des eigenen Glückes auch des fremden nicht vergaß. „Nachricht von Louison!" jubelte sie und fügte mit einem ernsteren Blick auf die Mutter hinzu: „Und gute Nachricht!"

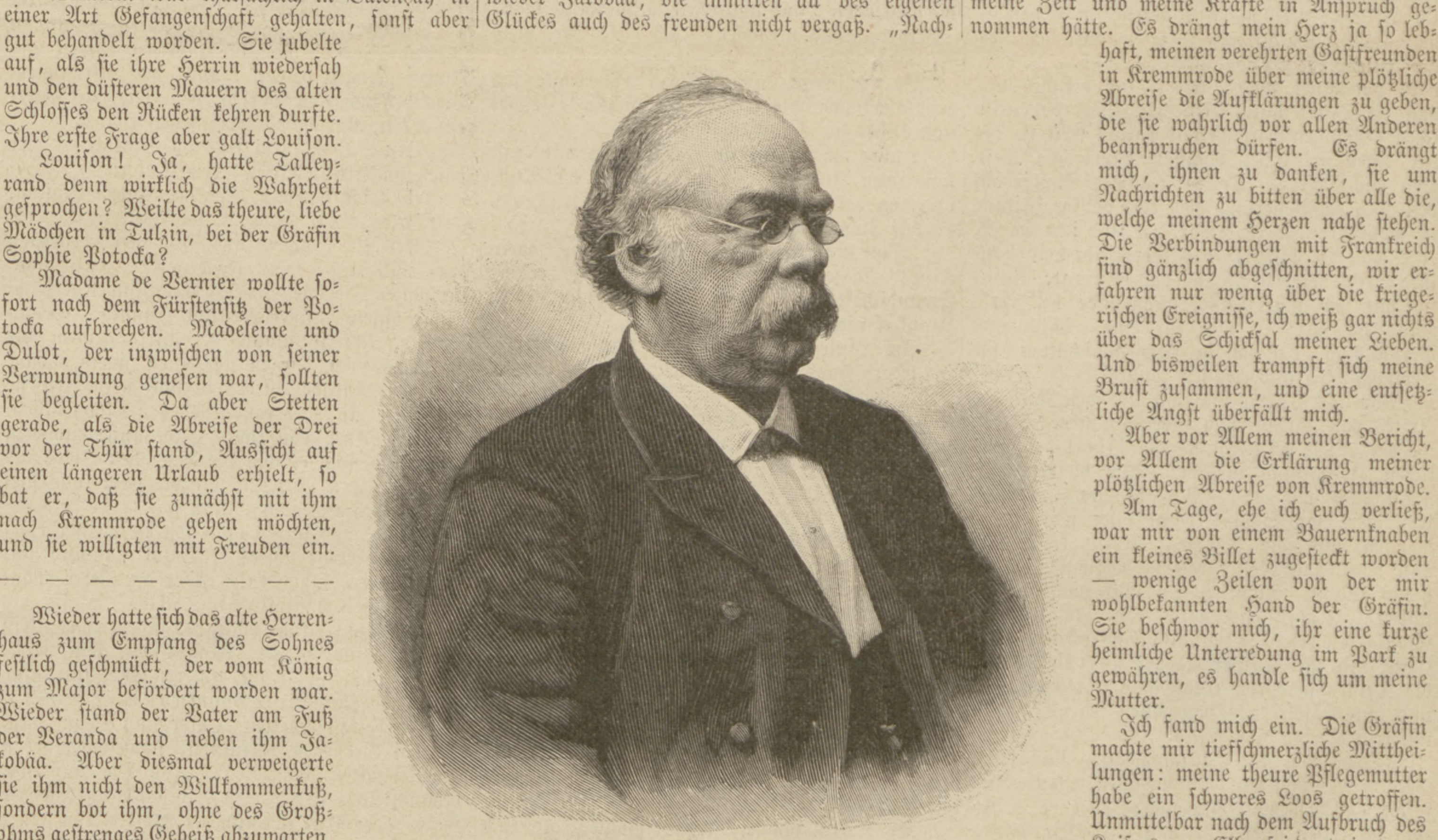
Es war ein langer und merkwürdiger Brief, der vor wenigen Tagen in Kremmrode eingetroffen war, kurz nach den ersten Nachrichten über Kurt's demnächstiges Kommen. Und wie er jetzt von Hand zu Hand ging und von jedem Einzelnen wieder und immer wieder gelesen wurde, füllten sich die Augen mit Thränen der Freude. Es waren ja wirklich die besten Nachrichten, die er enthielt:

„Längst hätte ich geschrieben, meine theure Jakobäa," so begann das Schreiben, „wenn nicht die Gräfin Sophie von schwerer Krankheit befallen worden wäre, und ihre Pflege alle meine Zeit und meine Kräfte in Anspruch genommen hätte. Es drängt mein Herz ja so lebhaft, meinen verehrten Gastfreunden in Kremmrode über meine plötzliche Abreise die Aufklärungen zu geben, die sie wahrlich vor allen Anderen beanspruchen dürfen. Es drängt mich, ihnen zu danken, sie um Nachrichten zu bitten über alle die, welche meinem Herzen nahe stehen. Die Verbindungen mit Frankreich sind gänzlich abgeschnitten, wir erfahren nur wenig über die kriegerischen Ereignisse, ich weiß gar nichts über das Schicksal meiner Lieben. Und bisweilen krampft sich meine Brust zusammen, und eine entsetzliche Angst überfällt mich.

Aber vor Allem meinen Bericht, vor Allem die Erklärung meiner plötzlichen Abreise von Kremmrode.

Am Tage, ehe ich euch verließ, war mir von einem Bauernknaben ein kleines Billet zugesteckt worden — wenige Zeilen von der mir wohlbekannten Hand der Gräfin. Sie beschwor mich, ihr eine kurze heimliche Unterredung im Park zu gewähren, es handle sich um meine Mutter.

Ich fand mich ein. Die Gräfin machte mir tiefschmerzliche Mittheilungen: meine theure Pflegemutter habe ein schweres Loos getroffen. Unmittelbar nach dem Aufbruch des Kaisers von Elba sei dort eine englische Fregatte gelandet und habe als eine der energischesten Mithelferinnen des napoleonischen Unternehmens sie verhaftet. Sie sei nach Plymouth gebracht worden, man mache ihr den Prozeß. Die Gräfin wußte mich zu überzeugen, daß nur Talleyrand die Theure retten könne, sie versicherte



W. H. v. Riehl. (S. 275)
Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

mir, daß er, dessen Agenten mich in Kremmrode aufgespürt hätten, nur unter der Bedingung etwas für meine Pflegemutter thun wolle, wenn ich mich seinem Willen füge und die Gräfin nach ihren Besitzungen begleite. Dort solle ich weitere Bestimmungen über meine Zukunft vorfinden.

Ich folgte Sophie, denn ich glaubte ihr. Wer die merkwürdige Frau kennt, wird verstehen, daß ich nicht anders konnte. Ihre Ueberredungsgabe ist zu groß, als daß man ihr widerstehen könnte.

Zu spät sollte ich erkennen, daß ich einer Intrigue zum Opfer gefallen war, die zwar von Talleyrand eingefädelt, zu der sich die Gräfin aber aus selbstsüchtigen Motiven hergegeben hatte.

Das Alles erfuhr ich natürlich erst um Wochen später. Wir gingen nach Tulzin, nach dem märchenhaften Sitz der Potockis, und hier in dem goldenen Rahmen von orientalischer Pracht, in dem Sophie lebt, erkannte ich, wie tief unglücklich die arme Frau ist. Ihr Ehrgeiz, der einst eine Krone zu erlangen wähnte, ist zerschellt, denn der hohe polnische Adel hat sich, nachdem er sich überzeugt, daß ihre weitfliegenden Pläne nicht die Unterstützung der Mächte fanden, mehr und mehr von ihr zurückgezogen; und zu Allem zeigte sich, daß auch ihre körperliche Gesundheit schwer erschüttert ist. Sie wollte es mir zuerst nicht zugeben, daß sie leidend sei, aber nach wenigen Tagen unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Tulzin mußte ich erkennen, daß die Erregungen der letzten Zeit, vielleicht auch die Folgen der schweren Erkältung, welche sie sich in der Nacht des Brandes des Rasumowski'schen Palastes zugezogen hatte, ihre Gesundheit schwer geschädigt haben. Endlich kam eine Zeit, wo Sophie so heftig erkrankte, daß sie das Bett nicht verlassen durfte. Ich saß an ihrem Lager in langen Nächten, in denen sie bald von bunten Bildern ihrer romantischen Vergangenheit, bald von ihren politischen Plänen, bald von Kurt phantasirte — ich erfuhr auch, daß sie Dulot durch Bestechung aus der russischen Gefangenschaft befreit hatte, weil sie ihn für einen politischen Emissär Napoleon's hielt. Erst nach schweren Tagen gelangte Sophie auf den Weg der Besserung, aber eine völlige Heilung ist wohl nimmer zu erwarten. Und jetzt war sie eine ganz Veränderte; das körperliche Leid hatte ihre Seele veredelt. Ohne daß ich fragte, theilte sie mir die innersten Beweggründe all' ihres Handelns mit; es war ihr eine wohlthuende Beruhigung, daß sie ihr Herz ausschütten, sich Jemand ganz anvertrauen konnte.

Vor acht Tagen sind wir auf den Rath des Arztes von Tulzin nach Gortschin übergesiedelt, wo uns nicht der geräuschvolle Trubel der fürstlichen Hofhaltung umgibt. Wir bleiben voraussichtlich noch einige Monate, bis zum Winter, hier, wo Sophie dann mich nach Paris bringen und die dortigen Aerzte konsultiren will, wenn ihre Gesundheit die weite Reise überhaupt zuläßt. Könntest Du mich doch hier besuchen — aber das wird wohl ein frommer Wunsch bleiben! Jedenfalls hoffe ich, daß Du, Gute, mir mit Deiner eigenen Verzeihung auch die Deines verehrten Großohms und recht viele und gute Nachrichten von Allen sendest, welche unserem Herzen lieb sind!"

„Die besten und willkommensten Nachrichten werden wir Louison selbst bringen!" hatte Kurt sofort entschieden. „Madame de Vernier, Dulot und ich reisen nach Gortschin!"

Auch der alte Herr v. Stetten erklärte, mitreisen zu wollen. Er interessirte sich plötzlich lebhaft für die Hebung der im Parke von Gortschin verborgenen Schätze, über welche ihm Kurt Mittheilung gemacht hatte. Und nun meinte auch Jakobäa, sie habe Sehnsucht, Louison so bald als möglich in die Arme zu schließen, sie müsse auch die schöne Gräfin Sophie kennen lernen, um nicht in der Zukunft durch unnütze Eifersuchtsgedanken gequält zu werden. —

Eine kleine Karawane war's, die Kremmrode verließ, nachdem Kurt in Berlin die erforderlichen Pässe besorgt hatte: drei große vierspännige Wagen. Im ersten hatten beide Stetten und Jakobäa, im zweiten Madame de Vernier mit Dulot und Madeleine Platz genommen, während der letzte von der Dienerschaft und dem umfangreichen Gepäck in Anspruch genommen war. Das Reisen war damals eben eine umständlichere Sache als heute.

So ging es hinein in das polnische Land, über Posen und Warschau auf Wilna zu. Endlich, nach wochenlanger beschwerlicher Fahrt, lag Gortschin vor ihnen — der ungeheure waldartige Park, das alte prächtige Schloß mit seinen Thürmen und Erkern und der großen Terrasse.

Die Gräfin und Louison wurden durch vorausgesandte Staffetten vom Kommen der Gäste unterrichtet. Schon auf der letzten Station hatte diese ein gräflicher Wagenzug erwartet, dessen Pferde das Entzücken des alten Herrn erregten. Für Madame de Vernier und Jakobäa hatte die Gräfin duftende Blumengrüße mitgesandt, jeder Strauß umwunden von einem in Weiß und Gold, den Potocki'schen Farben, gestickten Bande.

Die Wagen hielten — Louison lag in den Armen der Mutter und flog dann beseligt an Dulot's Brust, grüßte endlich zwischen Lachen und Weinen die Anderen.

In einem leichten Korbwagen, der auf die Terrasse hinausgeschoben war, ruhte die Gestalt der Gräfin Potocka, das edle Antlitz abgemagert, in den Zügen einen ergreifenden Ausdruck schweren Leidens. Nur die großen dunklen Augen strahlten noch immer im alten Wunderglanz, und die feingeschwungenen Lippen lächelten noch zauberisch wie früher. Und als sie Kurt die abgezehrte Hand hinstreckte, flüsterte sie matt: „Vergeben und vergessen! Ich bitte Sie, mein Freund! Vergeben und — vergessen!"

Er erwiederte nichts, aber er beugte sich erschüttert über die weißen durchsichtigen Finger und küßte sie.

Lange sah die Gräfin Jakobäa an mit ernst sinnendem Ausdruck. Dann hob sie die Arme und zog das junge Mädchen an die Brust, um sie auf Augen und Stirn zu küssen.

„Sie müssen mich lieb gewinnen, mein Kind!" sagte sie leise. „Ich bitte um Ihre Freundschaft — versagen Sie diese einer armen Kranken nicht!"

Im Hintergrunde stand der Haushofmeister, in jeder Hand eine goldene Schale haltend. Jetzt trat er näher, und Sophie nahm die Schalen aus seiner Hand und bot sie selbst nach alter russischer Sitte den Gästen dar: Salz und Brod als Zeichen der Freundschaft, als Willkommensgruß. Zu einem Jeden sprach sie ein liebenswürdiges Wort, einen besonderen Dank für sein Kommen, aber bald sank sie wie völlig erschöpft in den Wagen zurück. Mit zitternder Stimme bat sie Louison noch einmal, für ihre Gäste zu sorgen, bis sie sich ihnen selbst widmen könne, und gab dann den harrenden Dienern Weisung, sie in ihr Zimmer zurückzurollen.

Tiefergriffen standen Alle, als der Wagen verschwunden war. Jakobäa schmiegte sich dicht an den Geliebten. „Wie schön muß sie gewesen sein — die Gräfin, die arme Frau!" flüsterte sie ihm zu.

Er nickte stumm, aber er suchte Jakobäa's Hand und drückte sie zärtlich.

— — — — — — — — — —

Unter den Annehmlichkeiten einer fürstlichen Gastfreundschaft vergingen einige Tage schnell. In der ersten hellen Mondnacht aber wanderten drei Männer, mit Spaten und Hacken ausgerüstet, in den Park hinaus, der Stelle zu, wo die Kriegsbeute des Kaisers, wo die gleißenden Rissen von Moskau immer noch der Auferstehung harren sollen.

Sie schritten, wie die Protokolle angaben, tausendvierhundertfünfzig Schritte vom Mittelportal des Schlosses die breite Buchenallee westwärts und fanden richtig den die Allee rechtwinkelig kreuzenden Weg, den sie dreihundert Schritte nach Süden zu verfolgten. „Dann," so berichtete das Protokoll, „gelangt man an eine kleine Holzbrücke, hinter der unmittelbar ein dichtes Birkengebüsch beginnt. Der Bestand dieses Gehölzes ist niedrig, gerade fünfzig Schritte von der Brücke —"

„So stand ich auch vor acht Monaten an der gleichen Stelle!" fuhr Dulot erregt fort. „Wo ist die Brücke? Wo ist auch nur ein Wasserlauf, der die Stelle anzeigte, daß hier einst eine Brücke gewesen wäre? Wo beginnt ein Birkengehölz? Glatte Wiese auf dreihundert Schritte in der Umgebung — ich kenne heute wie damals das Gelände nicht wieder!"

„Geduld!" mahnte Kurt und zog sein Exemplar des Protokolls hervor. „Der Bestand dieses Gehölzes ist niedrig, gerade fünfzig Schritte rechts von der Brücke aber gelangt man zu einer auffallend hohen, in einer kleinen Lichtung stehenden Birke —"

„Jawohl!" unterbrach Dulot lebhaft Kurt v. Stetten. „Dieser Birke entsann ich mich ganz deutlich. Aber wo ist sie — wo ist sie?"

„Lassen Sie Kurt erst einmal zu Ende lesen, lieber Kapitän," mahnte der alte Stetten bedächtig. „Vielleicht finden wir doch noch einen Anhaltspunkt für unsere weiteren Nachforschungen."

„— gelangt man zu einer auffallend hohen, in einer kleinen Lichtung stehenden Birke," las Kurt weiter. „Vicomte Labourd-Macard kletterte in die Aeste derselben und stellte fest, daß man von der Höhe aus sowohl den Hauptthurm des Schlosses, wie genau im rechten Winkel zu der Linie, welche man sich zwischen Birken und Thurm gezogen denken konnte, den Kirchthurm eines benachbarten Dorfes, das, wie wir später feststellten, Karschowo hieß, sehen konnte!"

„Den Schloßthurm sehe ich deutlich — aber keinen anderen Thurm!" rief Dulot.

„Vielleicht hat man bei Tage bessere Umsicht. — Weiter, mein Junge!" sagte Stetten.

„Der Platz schien uns in seiner versteckten Lage und unter den gegebenen Orientirungsmerkmalen, welche ein Wiederauffinden erleichtern mußten, außerordentlich günstig. Genau zwanzig Schritte südlich der Birke gruben wir ein tiefes Loch, bargen die Kisten hinein, schaufelten die Grube wieder zu und verdeckten sie sorgfältig mit den herausgehobenen Moosmassen.

Ein Jeder von uns Endesunterzeichneten prägte sich noch einmal die Lage des Ortes genau ein; dann schrieben wir die Protokolle nieder und brachen nach Wilna auf."

„Alles, wie ich es auch fest in meiner eigenen Erinnerung hatte!" Dulot stampfte ungeduldig den Fußboden. „Aber der Geier mache sich jetzt hier ein Bild der Sachlage, es ist, als ob die ganze Gegend völlig verändert wäre; kein Gehölz, keine Brücke, keine Birke, kein Kirchthurm, nichts von all' unseren für untrüglich gehaltenen Orientirungspunkten!"

Die beiden Stetten, Vater und Sohn, standen, in Gedanken versunken, schweigend neben dem lebhaften Franzosen. „Ich sehe nur zwei Möglichkeiten vor Augen," begann endlich der Greis, „der Park ist entweder seit 1812 in seiner Lage total verändert worden oder die Herren haben sich damals in den Himmelsrichtungen getäuscht!"

„Das ist unmöglich! Wir hatten den Kompaß stets zur Hand!"

„In erregten Momenten irren auch die besten Augen, werther Herr! Ich erinnere mich, daß

ein berühmter Heerführer den rechten und den linken Flügel seiner eigenen Schlachtstellung verwechselte, und die Schlacht dadurch verlor. Jedenfalls müssen wir alle in den Protokollen angegebenen Entfernungen auch nach den entgegengesetzten Richtungen abschreiten."

Es geschah. Wunderlicherweise fand sich, daß von der anderen Schloßfront, die ebenfalls ein großes Portal zeigte, auch eine breite Allee ostwärts führte. Erwartungsvoll verfolgte man sie, aber noch ehe die Männer die tausendvierhundertfünfzig Schritte abgeschritten hatten, zeigte es sich, daß diese Spur nicht die richtige sein könne. Die Allee verlor sich in einen hochstämmigen Buchenwald.

Jetzt drang Kurt darauf, noch einmal zum Querweg auf der westlichen Seite zurückzukehren. Der Einwurf des Vaters hatte ihn darauf gebracht, daß man auch diesen Querweg vielleicht anstatt in südlicher, in nördlicher Richtung abschreiten müsse, um zu der erwähnten Brücke zu gelangen. Auch hier blieb indessen alles Forschen erfolglos. Der Weg senkte sich schnell zu einer ziemlich tief eingeschnittenen Schlucht, eine Brücke war nicht zu finden, und das ganze Terrain lag derart, daß man selbst von einem Baumgipfel aus nicht den Schloßthurm hätte sehen können.

„Verloren!" rief Dulot. „Ich wußte es ja! Wir müssen irgend einen Fehler bei der Orientirung gemacht haben, den jetzt kein Menschenwitz entdecken kann!" Er schleuderte seinen Spaten mißmuthig auf den Boden. „Mögen sie auf ewig im Schoße der Erde ruhen, die Millionen — ich gebe das Suchen auf!"

Kurt stand unschlüssig: „Wenn der Park gänzlich umgestaltet worden ist, was ich fast anzunehmen geneigt bin, worüber wir ja übrigens morgen leicht Auskunft erhalten können, so sind sicher auch die Kisten beim Aufwühlen des Bodens gefunden worden. Gesetzt aber auch, sie seien noch unberührt — wo gibt es denn jetzt noch eine Möglichkeit, da alle Anzeichen und Merkmale versagen, dem Bergungsorte auf die Spur zu kommen? Was thun, Vater? Was thun?"

Der Alte lachte plötzlich herzlich auf: „Was thun? Zu Bette gehen! Das ist jedenfalls das Gescheidteste!" Und er schulterte energisch seinen Spaten und ging dem Schlosse zu.

Langsam und verstimmt folgten die Anderen. Als sie sich vor dem Schloßportal trennten, meinte Dulot achselzuckend: „Man muß sich zu trösten wissen, Kamerad. Gute Nacht!"

Trotz der besten Vorsätze kam aber doch nur wenig Schlaf in der beiden jungen Männer Augen. Es war zu schwer, so lange gehegten Hoffnungen zu entsagen. Nur der alte Herr schlief ruhig und fest. Als aber der Morgen graute, war er der Erste, der aufstand und, der Langschläfer spottend, durch den thaufrischen Park schritt. Er liebte die Natur über Alles und hatte für jeden Baum, für jeden Strauch und jeden grünen Wiesenstreif ein aufmerksames Auge. Und als er vor der Terrasse den Gartendirektor der Gräfin traf — zufällig war es ein Deutscher und noch dazu ein Preuße aus den Potsdamer Gärtnereien des Königs —, da entspann sich zwischen den beiden alten Männern bald ein lebhaftes Gespräch über Baumkulturen und Blumenzucht. Dabei schritten sie weiter und weiter hinein in den ausgedehnten Waldpark.

Auch Dulot und Kurt wanderten in den nächsten Tagen noch mehrfach durch die Anlagen und musterten mit aufmerksamen Blicken Wiesen und Bäume, aber nichts zeigte sich ihnen, das sie zu dem Versteck der Millionen hätte leiten können.

Inzwischen lebte man im Schlosse in schönster Eintracht. Der alte Herr v. Stetten und die Gräfin Sophie verstanden sich bald vortrefflich. Er fand großen Gefallen an der immer liebenswürdigen Frau und lauschte gern ihrem geistvollen Geplauder, und die Schloßherrin freute sich augenscheinlich der Unterhaltung mit dem alten ritterlichen Herrn. Stundenlang saßen sie an den sonnigen Nachmittagen auf der Terrasse, und bisweilen schienen ihre Gespräche eine ernste Wendung zu nehmen: die Wangen der Gräfin übergoß dann und wann eine feine Röthe, und lebhaft interessirt hörte sie den Auseinandersetzungen ihres Kavaliers zu.

Dann beurlaubte Herr v. Stetten sich auf einige Tage. Er wolle auf einem Nachbargut der Elenjagd nachgehen, meinte er. Man dürfe die seltene Gelegenheit als alter Waidmann nicht vorübergehen lassen.

Als er zurückkehrte, hatte er wieder lange und interessirte Unterredungen mit der Gräfin — schließlich sahen ihn die jungen Leute an der Seite ihres Korbwagens in den Park gehen. Sie lächelten — der Vater machte Sophie Potocka wahrhaftig in aller Form den Hof!

Am nächsten Vormittag forderte Herr v. Stetten seinen Sohn und Dulot zu einem Spaziergang auf. Als sie auf der Terrasse erschienen, harrte die Gräfin und der alte Gartendirektor ihrer schon.

„Die Parkarbeiter sind alle der Verabredung entsprechend auf der anderen Seite des Schlosses beschäftigt, Herr Winkler?" fragte Sophie.

„Zu Befehl, Frau Gräfin!"

Der alte Stetten wies auf einiges Handwerkszeug, das zur Seite bereit lag. „Bewaffnet euch, ihr jungen Herren!" sagte er lächelnd. Und als sie ihn erstaunt ansahen, fügte er hinzu: „Nur nicht fragen, sondern vorwärts! Heute hat der Alte eine kleine Ueberraschung für die Jugend. Also vorwärts!"

Er schritt rüstig voran, der Gartendirektor schob den Wagen der Gräfin, die beiden Herren folgten.

Wieder ging es bis zum Schnittpunkt der Wege und dann die Querstraße entlang. Nach dreihundert Schritten machte Herr v. Stetten Halt.

(Fortsetzung folgt.)

W. H. v. Riehl.

(Mit Porträt auf Seite 273.)

Der Verfasser der „Musikalischen Charakterköpfe" und der „Kulturgeschichtlichen Novellen", Professor Geheimrath Dr. Wilhelm Heinrich v. Riehl (siehe das Porträt auf S. 273), entstammte einer hessischen Bürgerfamilie und war am 26. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein geboren. Nach beendeten Universitätsstudien war er zunächst als Journalist an verschiedenen Zeitungen thätig und gehörte auch kurze Zeit der 1848 zusammengetretenen deutschen Nationalversammlung an. 1854 nahm Riehl, einem Rufe König Maximilian's II. folgend, eine Geschichtsprofessur an der Hochschule in München an, das ihm von nun ab eine zweite Heimath wurde. 1862 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften; 1880 wurde ihm mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone der persönliche Adel verliehen. 1885 wurde Riehl zum Direktor des bayerischen Nationalmuseums und zum Generalkonservator der Kunstdenkmäler des Landes ernannt. Er starb in München am 16. November 1897. Auf dem Gebiete der Kulturgeschichte sind am bekanntesten die vier von ihm unter dem Titel „Naturgeschichte des Volkes" vereinigten vier Werke geworden: „Die bürgerliche Gesellschaft", „Land und Leute", „Die Familie" und „Wanderbuch". Von seinen übrigen zahlreichen Arbeiten heben wir noch hervor die Novellensammlungen: „Neues Novellenbuch", „Aus der Ecke", „Am Feierabend" und „Lebensräthsel".

Das Stechvogelschießen in Thüringen.

(Mit Bild auf Seite 276.)

Um die Mitsommerwende wird in Thüringen, meist gleichzeitig mit dem Schützenfeste, in den kleinen Städten und Dörfern das allbeliebte Stechvogelschießen abgehalten. Man baut dazu einen Schießstand aus Brettern und Reisig, an dessen Hinterwand ein hölzerner, buntbemalter und zum Theil vergoldeter Doppeladler als Zielscheibe befestigt wird. Als Geschoß aber dient der von einem Galgen an langer Schnur herabhängende eiserne „Stechvogel". Unser Bild auf S. 276 veranschaulicht genügend, in welcher Art gezielt und geschossen wird. Die jungen Burschen und Mädchen schießen unter den Klängen der Dorfkapelle mit dem eisernen vogelartigen Geschoß die einzelnen Körpertheile des Adlers ab, auf denen größere oder kleinere Gewinne verzeichnet stehen. Wer die Krone herunterschießt, gewinnt den höchsten Preis und wird Vogelkönig, muß dafür aber auch die übrigen Theilnehmer freihalten. Man sucht es daher so einzurichten, daß immer nur einem wohlhabenden Burschen diese Ehre zu Theil wird.

Nach Amerika!

(Mit Bild auf Seite 277.)

Klein-Annele hat jüngst zugesehen, wie Bekannte aus dem Dorf mit Hab und Gut davonzogen nach dem fernen Amerika. Das hat ihre Phantasie angeregt, und sie beschließt, auch einmal „ein bischen auszuwandern". Natürlich, ihre liebsten Schätze müssen mit. Als am Sonntag die Mutter ihr das Festtagskleid angelegt hat, packt sie die jungen Kätzchen, ihre Spielgefährten, in einen sorgsam mit Heu gefüllten Korb, ergreift den Regenschirm der Eltern, nimmt die treue Puppe auf den Arm und ist nun zur Auswanderung fertig. „Wohin soll's denn gehen, Annele?" fragt die Mutter. „Ei, nach Amerika!" versetzt die Kleine mit freundlichem Lächeln. Und so sehen wir sie auf unserem Bilde S. 277 (nach einem Gemälde von R. Hirth) vor uns stehen.

Der Sträfling.

Erzählung von **W. v. Beck.**

(Nachdruck verboten.)

An einem Septembermorgen des Jahres 1797 lag auf der Themse ein großes Barkschiff fertig zur Abfahrt, auf das die Augen der Leute am Hafendamme mit einem Gemisch von Staunen und Grauen gerichtet waren. Es war die „Victory", dazu bestimmt, unter dem Kommando des Kapitäns John Warthon eine Anzahl Verbrecher nach der vor Kurzem gegründeten Kolonie Botanybay in Australien zu transportiren.

Die Mannschaft war unter Führung der Offiziere beschäftigt, das Schiff für die Abfahrt fertig zu machen, während dessen ging der Kapitän, ein noch junger Mann in der Uniform der königlichen Marine, auf dem Achterdecke ungeduldig auf und ab. Endlich entdeckte er ein kleines Boot, welches, eben vom Landungsplatz abstoßend, seinen Weg nach dem Schiffe nahm.

„Ich glaube, da kommen sie," wandte er sich an einen seiner Offiziere.

„Es war Zeit," entgegnete der Gefragte, sein Fernrohr dem Lande zu richtend, „die Herren vom Gericht haben uns lange genug warten lassen. Der Mann, den sie uns jetzt noch für Botanybay zusenden, soll den Zeitungen zufolge ein ganz geriebener Gauner sein, dessen Hauptvergnügen die Postwagenüberfälle waren."

„So ist es; Morris ist der Name dieses gefährlichen Burschen. Nun, hier an Bord und unter den Händen des Gouverneurs der Kolonie Sydney wird er wohl zahm werden."

Inzwischen hatte sich die kleine Jolle genähert, und die Mannschaft des Deportirtenschiffes konnte deutlich deren Insassen unterscheiden; besondere Aufmerksamkeit erwies sie aber dem im Boote sitzenden und mit Ketten gefesselten Gefangenen, den zwei bewaffnete Polizeisoldaten bewachten.

Ein Blick auf die kräftige, wenn auch nur mittelgroße Gestalt des Verbrechers genügte, um die strenge Wachsamkeit der Polizisten als keine unnöthige erscheinen zu lassen. Robust gebaut und sehnig, konnte er ein gefährlicher Gegner werden. Sein Gesicht trug aber in dem

Augenblick, als das Boot an der „Victory“ anlegte, und er über die Fallreep das Deck betrat, weniger einen Ausdruck von Trotz oder Kampfesmuth, als den einer tiefen Niedergeschlagenheit.

Der Kapitän trat auf den in gelbe Leinwand gekleideten Sträfling zu, die Blicke des Seemanns und des Gefangenen begegneten sich in gegenseitigem Erkennen. Der Kapitän fuhr leicht zusammen, es huschte wie ein dunkler Schatten über sein ernstes Gesicht, und hastig riß er den versiegelten Brief auf, der ihm von einem der Polizisten überreicht wurde. Es waren die Dokumente über den eben noch angekommenen Sträfling.

„Kerry Morris,“ las er halblaut, „des Raubmordes geständig — verurtheilt zu lebenslänglicher Deportation nach Botanybay.“

Der Kapitän wußte vorläufig genug, er athmete wie erleichtert auf, während die Augen des Sträflings forschend auf ihm ruhten.

Der Sergeant der Seesoldaten, der zugleich Beschließerdienste an Bord versah, eilte auf einen Wink seiner Vorgesetzten mit zwei seiner Leute herbei. In ihrer Mitte marschirte der Gefangene nach dem unteren Deck, während die Polizisten wieder ihre Jolle bestiegen und wegruderten.

„Wind ein!“ rief der Kommandant vom Achterdeck aus. „Alle Segel los und bei! An die Achterbrassen!“

Das Kommando wurde schnell ausgeführt, die Leinwand füllte sich, die Raaen flogen herum, und die „Victory“ setzte sich langsam in Bewegung mit ihrer lebendigen Fracht — sechzig Gefangenen und über hundert Matrosen und Seesoldaten.

Einige Tage nach der Abfahrt hielt der Kapitän Warthon Musterung über die ihm übergebenen Sträflinge, zu welchem Zwecke er, von einigen Seesoldaten begleitet, von Zelle zu Zelle



Das Stechvogelschießen in Thüringen. (S. 275)

ging. Riegel und Schlösser wurden zurückgeschoben, und der Kapitän nahm an der Thür die Meldung des betreffenden Sträflings entgegen. Alles hatte dabei einen streng militärischen Anstrich. Und eine straffe, eiserne Disziplin war hier Nothwendigkeit.

Warthon kam auf seinem Rundgange auch zu der Zelle, an deren Thür, neben dem vergitterten Guckloch, die Nummer 47 in schwarzer Farbe aufgetragen war. Der Kapitän zögerte einen Augenblick; aber schon riß die geübte Hand des Sergeanten die schwere Thür auf, und die tonlose Stimme des Sträflings murmelte die fest eingeprägte Formel der Meldung. Es war Morris. Er stand im Hintergrunde des düsteren Raumes, der, feucht und moderig, schon unter dem Wasserspiegel lag. Kapitän Warthon trat ein, während seine militärische Begleitung auf sein Zeichen zurückblieb.

„Unseliger,“ sagte er mit leiser Stimme, „was trieb Dich, den Sohn einer achtbaren Familie, zu jenen furchtbaren Verbrechen, die Deinen Namen schändeten?“

Der Sträfling hielt den Kopf gesenkt; als er aber sein mageres, von einem verwilderten Barte umrahmtes Gesicht erhob, funkelten seine Augen in der Dunkelheit wie die eines Tigers.

„Die Leidenschaften und ihre Genossen,“ kam es heiser von seinen zusammengepreßten Lippen, „— und auch die Liebe. Sie wissen ja, Sir John Warthon; denn Sie waren mein Nebenbuhler und hatten den Erfolg und das Glück auf Ihrer Seite. Ein leichtsinniger junger Mann, der ich gewesen, verbrachte ich im lustigen Kreise gleichgesinnter Freunde mein Vermögen — und zur selben Zeit, als mein letztes Goldstück aus meinen Fingern den anderen, vorausgegangenen, nachrollte, lernte ich die reizende Florence kennen.“

„Sie ist todt,“ murmelte der Kapitän dumpf, „todt, verloren, verschollen! Ruchlose Hände haben sich ihrer bemächtigt. Die schärfsten Nachforschungen nach der Geraubten blieben vergeblich — und in diesem Augenblicke, wo ich Dich als verurtheilten Verbrecher vor mir sehe, kommt



Nach Amerika! Nach einem Gemälde von R. Hirth. (S. 275)

mir der Gedanke, Du hättest auch hier Deine Hand im Spiele."

„Ein kühner Schluß, aber ein treffender," entgegnete der Gefangene spöttisch. „Warum sollte ich es leugnen? Es blieb mir ja nichts Anderes übrig, als sie zu entführen. Die Eltern des Mädchens hätten niemals eingewilligt, den über und über verschuldeten Henry Lee als Schwiegersohn anzunehmen. Und dann — wie hätte Florence meine Werbung annehmen können, da ihr Herz schon einem Anderen gehörte — dem schönen Marinelieutenant Warthon."

„Schweig!" herrschte der Kapitän den Elenden an. „Deine Worte entweihen den Namen jenes Mädchens. Also hat sich doch meine Ahnung bestätigt! Du raubtest Florence Preston — und vielleicht fiel sie unter Deinem mörderischen Messer!"

Der Gefangene schüttelte den Kopf. „Sie irren sich, Kapitän. Aber was können Sie auch von einem Manne erwarten, der vom Edelmann zum Straßenräuber gesunken und jetzt ein schimpflich Deportirter ist. Trotzdem täuschen Sie sich! Wohl bin ich ein Verbrecher, aber keine meiner Thaten entsprang der Gier nach Geld und der gemeinen Habsucht, nur jugendlicher Leichtsinn und der ungezügelte Drang nach Genuß zog mich auf jene Bahn und ließ den Sohn des Baronets Lee zu dem Straßenräuber Kerry Morris werden. Wir kennen uns seit langer Zeit, Sir John, und wir kannten Beide die schöne Florence, und Beide liebten wir sie. Wäre mir das Glück ihrer Neigung zu Theil geworden, hätte ich mich vielleicht emporgerafft zu einem neuen, besseren Leben! Aber es sollte nicht sein; denn das Schicksal trat in Ihrer Person, Kapitän, zwischen mich und den Gegenstand meiner Liebe. Und ich — ich fand auf eine andere Art ein theilweise Genugthuung."

Der Sträfling hatte ohne Unterbrechung gesprochen, rasch, leidenschaftlich und wie im Fieber. Seine Augen sprühten den ihm athemlos Zuhörenden an, als wollte er denselben zermalmen. Dieser war bleich vor innerer Erregung, aber eine neue Hoffnung durchzuckte sein bis jetzt trostloses Herz.

„Lebt sie?" fragte er zitternd.

„Sie lebt und ist in gutem Gewahrsam," erwiederte der Sträfling. „Lady Florence wurde durch mich und mit Hilfe meiner treuen Verbündeten geraubt. Sechs Monate sind seitdem vergangen, und die Polizei hat bisher keinen Erfolg aufzeichnen können. Zwei Wochen nachher fiel ich in die Hände der Schergen, aber ich schwieg wohlweislich über diesen besten Streich meines Lebens."

Sie lebt! Dieser Gedanke war fast überwältigend für Warthon, der die Geliebte seines Herzens schon als eine Todte betrauert hatte. Welcher Schlag damals für ihn, als er, von einer kurzen Reise nach Spithead zurückgekehrt, die furchtbare Kunde erhielt, Florence wäre von einem Spaziergange im Parke von Preston-Hall, dem Wohnsitz ihres Vaters, nicht zurückgekehrt und aller Wahrscheinlichkeit nach von den Hochlandsschotten, die für gewöhnlich die Grenze unsicher machten, entführt worden. Und nun, als er schon jegliche Hoffnung aufgegeben, zuckte plötzlich ein heller Strahl des Lichtes in seine umdüsterte Seele.

Dem ehemaligen Edelmann und Straßenräuber war die Bewegung des Kapitäns nicht entgangen. Wie Triumph flog es über seine blassen und verwilderten Züge. Aber mit der siegessicheren Geduld eines Indianers wartete er auf eine Frage, die noch kommen sollte — kommen mußte. Und sie kam.

„Wo ist sie? Wo ist Lady Preston?" klang es von den bebenden Lippen des Seemanns. „Wenn Du ein Mensch bist, wirst Du mir eine Antwort nicht verweigern. Welchen Nutzen hättest Du auch davon? Deine Freiheit ist ja verwirkt auf ewig."

„Sie handeln sehr wenig diplomatisch, Sir John," versetzte Lee ironisch. „Sie vergessen, daß ich, der lebenslänglich deportirt, auch keinen weiteren Schaden von meinem Stillschweigen zu erwarten habe."

„Die Gesetze können Dich zwingen —"

„Sparen Sie Ihre Drohungen, Kapitän! Keine Macht der Welt wird mir ein Geständniß mit Gewalt erpressen."

Der entschlossene Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, ließ den Kapitän einsehen, daß er auf diese Art sein Ziel nie erreichen könne. Er mußte dieser trotzigen Widerspenstigkeit anders begegnen.

„Deine Hartnäckigkeit wird Dir nur Schaden bringen," sagte er streng. „Andererseits kann ich viel, sehr viel für Dich thun. Gib mir den Ort an, wo Du Lady Preston verborgen hast, und ich will den König bitten, Deine Strafe abzukürzen oder zu erleichtern."

„Leere Versprechungen, genau so lächerlich wie Ihre Drohungen," entgegnete der Verbrecher spöttisch. „Habe ich mein Geheimniß preisgegeben, so würden Sie bald meiner vergessen. Aber selbst im besten Falle — glauben Sie, daß man in England so hochherzig ist, einen vom Galgen zur Deportation begnadigten Straßenräuber der Freiheit wiederzugeben, weil er einem schmachtenden Liebhaber zu seiner Geliebten verholfen hat? Nein, Kapitän. Auf diese Weise können wir uns nicht verständigen."

„Elender!" entfuhr es zornig dem Kapitän. „Sühne Deine Verbrechen durch ein gute That wenigstens! Empfindet Dein Herz keine menschlichen Regungen mehr?"

„Sie predigen," lachte der Sträfling. „Wie dumm! Warum sagen Sie nicht lieber: eine gute That gegen die andere?"

„Wie soll ich dies verstehen?"

„Verschaffen Sie mir die Freiheit durch Ihre Macht und das Ansehen, welches Sie an Bord als Befehlshaber genießen, und der Ort, wo ich Lady Preston versteckt habe, soll kein Geheimniß mehr für Sie sein."

„Ich sollte —"

„Mir zur Flucht verhelfen. Eine Kleinigkeit für Sie. Uebergeben Sie mich erst den Händen der Schergen der Kolonie, so ist Alles aus, für mich und — für Sie!"

Diese Offenheit enthüllte dem Offizier die Absicht seines einstigen Nebenbuhlers. Er war empört.

„Also durch eine Verletzung meiner Pflicht soll ich die Freiheit der Entführten erkaufen!" rief er heiser vor Zorn. „Ich, ein Offizier, sollte einen mir anvertrauten Gefangenen, einen Räuber, entweichen lassen! Elender, für diese Zumuthung sollte ich Dich sofort an der Raanock baumeln lassen!"

Der Sträfling behielt seine Ruhe. „Warum diese unnütze Aufregung, Kapitän? Und dann — nicht so laut; man könnte uns hören, denn unberufene Ohren gibt es überall. Sie können mich hängen lassen, dazu haben Sie das Recht und die Macht. Aber was soll dann aus der schönen Florence werden? Mein Geheimniß würde ich mit mir nehmen, und was Ihre Nachforschungen für ein Resultat hätten, können Sie jetzt schon ausrechnen. Wir haben Beide Zeit; überlegen Sie sich meinen Vorschlag, denn er ist nicht zu verachten."

Warthon empfand schaudernd seine Ohnmacht, aber er wagte nicht, seine Gedanken weiter auszuspinnen. Sein Herz pochte, und seine Schläfen hämmerten. Die dumpfe Luft in diesem kleinen Raume drohte ihn zu ersticken. Die Thür aufreißend, entfernte er sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, während der Sergeant eifrig wieder die klirrenden Riegel vorschob.

— — — — — — — — — —

Die Tage reihten sich zu Wochen, und diese wieder zu Monaten. Für die Zellenbewohner an Bord eine Zeit schrecklicher Eintönigkeit und bleierner Schwere. Jeden Tag als einzige Erholung zwei Stunden einer militärischen Promenade auf Deck, auf daß die frische Luft die matten Lungen wieder erfrische.

Mit dem Kapitän war inzwischen eine seltsame Veränderung eingetreten. Seit dem Tage jener Unterredung mit Lee hatte sich sein Ernst in Trübsinn verwandelt und sein Eifer als Alles untersuchender Kommandant eines Deportirtenschiffes hatte bedeutend nachgelassen. Es machte den Eindruck, als sei er von einer Idee befangen, die ihn vollkommen beherrsche. Bei seinen Rundgängen hatte er aber vermieden, Lee nochmals entgegenzutreten.

Mittlerweile zog die „Victory" ihre Furchen durch die Meere der südlichen Halbkugel. Um die westafrikanische Küste herum weiter gegen Osten. Der Tafelberg blieb zurück, schimmernd im Lichte der untergehenden Sonne. Dann kam der Indische Ozean mit seinen windstillen Fluthen, und zuletzt, nach einer ununterbrochenen Fahrt von einhundertzehn Tagen, die australische Küste.

Es war am frühen Morgen, bei kühler Luft und hohem Seegang. Während der Kapitän durch das Glas die bizarren Formen des auftauchenden Landes betrachtete, näherte sich ihm der Sergeant der Seesoldaten, die eine Hand am Hut, in der anderen einen kleinen Gegenstand haltend.

Es war ein silbernes Medaillon an einer dünnen Schnur. Warthon warf einen fragenden Blick auf den Ueberbringer.

„Nummer 47 trug es am Halse."

Warthon erschrak unwillkürlich. „Kerry Morris?"

„Zu Befehl, Kerry Morris. Er wollte es zwar nicht hergeben, aber ich nahm es ihm natürlich ab."

Der Kapitän drehte den zierlichen Gegenstand zwischen seinen Fingern herum, bis die Kapsel aufsprang. Der Inhalt derselben war eine Locke goldblonden Haares, mit einem blauen Seidenbande umwickelt.

„Führen Sie Nummer 47 in meine Kajüte," befahl er mit schwankender Stimme, und der Sergeant entfernte sich eiligst.

Als Lee die Kajüte des Kapitäns betrat, lehnte Letzterer nachdenklich an seinem Kartentisch. Die Wachen blieben im Gange vor der Thür. Der Eingetretene wollte mit der vorschriftsmäßigen Meldung beginnen, aber Warthon schnitt ihm das Wort kurz ab.

„Was soll dies bedeuten?"

Lee warf einen Blick auf das offene Medaillon und antwortete: „Es ist mein Eigenthum, welches mir sogar die Herren von der Polizei gelassen haben, da es wahrscheinlich zu geringwerthig für dieselben war."

„Dieses Haar —"

„Ringelte sich einmal auf Lady Preston's schönem Kopfe," erzählte der Sträfling mit einer Ruhe, die den Kapitän ganz außer Fassung brachte. „Ihr Widerstand war umsonst; meine Scheere war schneller als ihre Hand."

Warthon drückte, die Gegenwart Lee's vergessend, seine Lippen auf die blonde Locke Derjenigen, die er so sehr geliebt und noch immer liebte.

Lee triumphirte innerlich. Er sah sich seinem Ziele nahe.

„Kapitän," sagte er eindringlich, „Sie lieben Lady Florence noch. Da ist mir Ihr Zögern unbegreiflich. Warum wollen Sie aus eitlem Selbstgefühl auf Ihr Lebensglück verzichten? Sie brauchen nur zu wollen, und Lady Florence wird die Ihre. Meine Freiheit soll der Preis für Lady Florence sein. Wir sind in Sicht der australischen Küste. Die Zeit drängt; denn bin ich einmal in der Gewalt der Soldaten des Gouverneurs Phillipp, ist Florence für Sie gerade so verloren, wie ich für die Freiheit."

Warthon dünkte es, als übe dieser Mann einen dämonischen Einfluß auf ihn aus. Und er konnte sich dem nicht entziehen; denn Lee hatte nur wiederholt, was er schon unzählige Male sich selbst gesagt. Von Tag zu Tag hatte sich derselbe Gedanke in seinem Herzen fester eingenistet, alles Andere unterdrückend. Er hatte jetzt die Wahl: entweder Florence zu verlieren oder für einen Augenblick seine Offiziersehre zu vergessen.

Und er entschloß sich für letzteres.

Vor seinem geistigen Auge tauchten die Ereignisse des letzten Jahres mit packender Wahrheit auf. Er sah sich wieder als der gerngesehene Gast im Hause der Prestons, und die reizende Florence lauschte seinen warmen Worten. Einige Wochen reinsten Glückes verflossen den beiden Liebenden; da trat trennend der unerbittliche Dienst dazwischen. Warthon mußte eine mehrmonatliche Fahrt antreten. Als er in Preston-Hall wieder eintraf, empfing er die furchtbare Botschaft: man habe eines Abends auf einem Spaziergange die reizende Tochter des Hauses entführt. In jenen bewegten Zeiten gehörte ein solcher Fall keineswegs zu den Seltenheiten, und bei dem langsamen Gange der englischen und schottischen Justiz, bei der mangelhaften Ueberwachung der Hochlande wäre ein befriedigender Erfolg der angestellten Nachforschungen eine Merkwürdigkeit gewesen. Und so blieb es, trotz der Energie, mit der Warthon in die Sache eingriff. Die an Schlupfwinkeln reichen schottischen Gebirgsgegenden erschwerten die Verfolgung der Spuren, machten sie zur Unmöglichkeit. Warthon ging damals herum wie ein Verzweifelter. Und nun hatte ihm das Schicksal den Räuber seines Glückes in die Hände geliefert! Er sah die Möglichkeit vor sich, seine Florence wiederzufinden, und dieser Mann verlangte als Preis nur seine Freiheit!

Der Kapitän kämpfte einen kurzen, aber schweren Kampf; dann hob er mit gesenkten Blicken an: „Es sei! Du sollst Deine Freiheit haben. Die Erlösung eines edlen Mädchens aus Räuberhänden ist das Opfer, das ich bringe, werth.“

Das fahle Gesicht des Sträflings färbte sich höher; das erhebende Gefühl der nahenden Freiheit ließ ihn vor Wonne erschauern.

„Und wann soll das sein — und wie?“ fragte er hastig.

„Dazu bedarf es einer reiflichen Ueberlegung, denn ich kann Dich nicht so ohne Weiteres loslassen. Das Ganze muß den Anschein einer Flucht haben. — Kannst Du schwimmen?“

„Gewiß.“

„Gut. Doch vorerst — wo ist Lady Preston?“

„Wer bürgt mir dafür, daß meine Flucht gelingen wird, oder daß Sie gewillt sind —“

„Mein Wort; ich schwöre es Dir.“

„Gut, ich glaube Ihnen. Sie sind ein Edelmann und deswegen will ich Ihnen vertrauen —“

„Also?“ fragte der Kapitän gespannt, bebend.

„Der Schlüssel zum Neste des geraubten Vögelchens liegt in Ihrer Hand; es ist das Medaillon. Passen Sie auf: Grafschaft Sussex, Dorf Linghdale und die Wittwe Meg, die „alte Meg“ genannt. Uebergeben Sie dieser das Medaillon mit einem Gruße von Kerry Morris, und die Alte wird Sie dorthin geleiten, wo sich Lady Florence Preston befindet.“

„Hintergehst Du mich auch nicht?“ fragte Warthon, dem sich plötzlich eine ganze Welt des Glückes aufthat.

Lee hob die Rechte zum Schwure empor und sagte feierlich: „So wahr ein Gott über uns ist, ich sprach die Wahrheit!“

„So höre, was ich Dir sage: heute noch will ich in irgend eine stille Bucht einlaufen, um Wasser einzunehmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Du an Deck bist und der überwachende Seesoldat sein Gewehr in Deiner nächsten Nähe zurückläßt; denn eine Waffe brauchst Du auf jeden Fall in den Wildnissen des westlichen Australiens. Die Jagd soll Dir Dein Leben fristen, bis irgend ein Segler in Sicht kommt, der Dich als Schiffbrüchigen aufnehmen wird. Hier ist ein Pulverhorn und ein Kugelbeutel — verwahre beides gut. — So und nun geh. Das Weitere wird sich finden!“

Kugelbeutel und Pulverhorn verschwanden auf geschickte Weise in den weiten Beinkleidern des Sträflings. Warthon klingelte, und die Seesoldaten nahmen den Verbrecher in ihre Mitte und führten ihn in seine Zelle zurück.

— — — — — — — — — — — —

Der Mond stand hell und klar am Himmel, er beleuchtete das idyllische Bild einer kleinen, dicht bewaldeten und in tiefster Ruhe daliegenden Bucht und des auf dem silberschimmernden Wasser sich wiegenden Schiffes — der „Victory“.

Kapitän Warthon hatte gutes Fahrwasser gefunden und sein Schiff bis dicht an's Ufer gebracht. Die an's Land geschickte Jolle hatte einen kleinen, unter schwarzem Busch und langblätterigen Eukalypten dahinströmenden Bach gefunden, welcher gutes Trinkwasser lieferte.

Der Befehlshaber des Schiffes befand sich in einer kaum noch zu bemeisternden Aufregung; seine Ungeduld nahm erst dann ein Ende, als die Glockenschläge der Schiffsuhr Mitternacht verkündeten.

Er ließ durch den Wachoffizier den Sergeanten mit einem Posten zu sich beordern und trat mit den Beiden eine seiner gewöhnlichen Runden an, ging dabei in einige Zellen der Sträflinge und zuletzt auch in die Zelle Nummer 47.

Hier regte sich nichts — keine Meldung, kein Geräusch. Das schwache Licht einer draußen an einem Stützbalken hängenden Laterne ließ aber die am Boden liegende, bewegungslose Gestalt des Sträflings erkennen.

„Der Hund schläft,“ sagte der Sergeant und stieß den Sträfling mit dem Fuße an. Aber Lee rührte sich nicht.

„Donnerwetter — ich glaube, der Kerl ist todt!“

„Er wird krank sein,“ wagte der Posten einzuwenden.

„Auf Deck mit ihm!“ befahl der Kapitän kurz, „er ist in dieser stickigen Luft ohnmächtig geworden. Packen Sie mit an, Sergeant; die frische Brise wird ihn schon wieder munter machen.“

Seesoldat und Unteroffizier trugen gemeinsam den Regungslosen auf das Mitteldeck. Das blasse Licht des Vollmondes fiel auf das Antlitz des Verbrechers, der mit geschlossenen Augen dalag.

Lee spielte seine Rolle meisterhaft.

Warthon warf einen forschenden Blick um sich: es war keine Gefahr; auf dem Vorderkastell patrouillirte der Bugposten, sehr nachlässig und sehr bequem.

„Man muß ihm die Ketten abnehmen,“ meinte der Kapitän, „ich glaube, daß seine Adern anschwellen.“

Der Sergeant that nach dem Befehle seines Vorgesetzten. Die Ketten fielen.

„Sergeant,“ fuhr der Kapitän fort, „der Wachoffizier soll Ihnen etwas Salmiak geben; der Schlüssel zum Medizinschrank hängt in meinem Zimmer. Und Sie, Posten, holen rasch eine Bütte frisches Wasser. . . . Lassen Sie nur Ihr Gewehr hier, lehnen Sie es an diese Stützen — damit Sie rascher wieder kommen.“

Die Beiden entfernten sich mit schnellen Schritten; der erwartete Moment war da.

„Auf!“

Wie ein Blitz war Lee auf seinen Beinen; ein Blick in die Runde genügte ihm: er befand sich mit Warthon allein, halb verdeckt und im Schatten der großen, auf Deck gelegten Pinasse. Seine nervige Hand erfaßte den Karabiner, dessen Bajonnet im Mondlicht funkelte.

„Gut gemacht, Sir John Warthon!“ flüsterte er mit einem teuflischen Lächeln, „jetzt gehen Sie nach dem bezeichneten Orte und suchen Ihre Braut. Die alte Meg kann sie Ihnen zeigen — aber todt, begraben, verscharrt! Mit dieser Hand brachte ich sie um, als sie sich weigerte, mein Weib zu werden . . . mit derselben Hand, die jetzt an Ihnen Rache üben wird.“

Der Offizier erstarrte fast bei diesen Worten; er griff nach seiner Pistole — es war zu spät. Der Kolben des Gewehres wirbelte in der Luft und sauste dann auf seinen Kopf nieder.

Einen Schrei ausstoßend, sank der Kapitän zu Boden, während die Pistole sich im Fallen entlud. Eine Sekunde später setzte der Sträfling über die Reeling und mit einem mächtigen Satz in's Wasser.

Der scharfe Knall hatte die ganze Besatzung alarmirt; Schüsse fielen auf den Flüchtling, der aber, mit kräftigem Arme die Wellen theilend, bald in der Dunkelheit verschwand. Ebenso blieben die am folgenden Tage fortgesetzten Nachforschungen im Busch umsonst.

Lee blieb verschwunden; man hat nie wieder von ihm gehört. Die Angaben des Elenden aber erwiesen sich als wahr, wie Kapitän Warthon, nachdem er von seiner schweren Verwundung genesen und nach England zurückgekehrt war, erfuhr.

Er begab sich nach Linghdale zu der Wittwe Meg, einem alten, in üblem Rufe stehenden Weibe, zeigte das Medaillon vor, bestellte einen Gruß von Kerry Morris und bat sie unter Beifügung einiger Goldstücke, ihn nach dem Grabe der ermordeten Florence zu führen.

Die Alte erfüllte sein Begehren und zeigte ihm unter einer breitästigen Buche den Hügel, der die Geliebte seines Herzens deckte.

Kapitän Warthon und die unglücklichen Eltern ließen die Ueberreste der so schmählich Ermordeten nach Preston-Hall überführen und sie in der Familiengruft beisetzen. Als die Feierlichkeit vorüber war, verließ Kapitän Warthon England für immer. Die alte Heimath war ihm verleidet. In der jungen, eben erst zur Selbstständigkeit gelangten nordamerikanischen Republik hat er später eine der Geschichte angehörende hervorragende Rolle gespielt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Amerikanische Minenärzte. — Wehe dem, den das Unglück trifft, in einem kalifornischen Bergwerksdistrikt ernstlich krank zu werden! Er darf trotz vorhandener Aerzte getrost mit dem Leben abschließen, wenn die eigene Körperkonstitution ihn nicht der knöchernen Hand des Sensenmannes entreißt. Um ein getreues Bild der medizinischen Koryphäen, wie sie in solchen Gegenden existiren, zu entwerfen, werde ich mich mit den drei Doktoren des Minencamps Calico beschäftigen, auf welche eine Bevölkerung von etwa 3000 Seelen angewiesen war. Mich selbst hat der Himmel bewahrt, diesen Leuchten der Wissenschaft in die Hände zu fallen.

Der Hauptdoktor des Ortes war ein junger Mann gegen Ende der zwanziger Jahre, mit dem ich mitunter zu thun hatte, da er als angestellter Arzt für die Bergleute unserer Minengesellschaft fungirte, die etwa 200 Personen beschäftigte. Von jedem dieser Bergleute erhielt dieser Jünger Aeskulaps monatlich 1 Dollar, so daß er sich hierdurch allein auf 200 Dollars = 800 Mark stand, ungerechnet die Privatkuren, bei denen er für jeden Besuch 5 bis 20 Dollars berechnete. Mit dem Betreffenden, der sich durch einigermaßen gewandte gesellige Formen auszeichnete, ließ ich mich wiederholt in längere Gespräche ein, um zu erfahren, über welchen Grad medizinischen Wissens er verfüge. Er war durchaus nicht zurückhaltend, sondern erklärte mir ganz offen, daß von einem Studium der Medizin bei ihm eigentlich noch keine Rede sei, dazu hätten seine Mittel nicht ausgereicht, und er habe sich daher vorläufig begnügt, einen möglichst genauen „ärztlichen Rathgeber“ zu erstehen, in welchem sich sämmtliche Krankheiten unter Angabe der heilenden Mittel befänden.

Käme nun ein Patient, dessen Leiden auf eine der im Buche enthaltenen Krankheiten passe, so verordne er einfach das betreffende Medikament; helfe es, so sei es gut, wenn nicht, so probire er ein anderes u. s. w.

„Wissen Sie," meinte er schließlich, „weshalb mir die Leute so zulaufen? Es ist dies weniger meine medizinische, als vielmehr meine Sprachkenntniß, die sich hier sehr nützlich erweist. Während meine beiden Kollegen nur englisch und deutsch sprechen und Leute anderer Nationalität in sehr unvollkommener Weise zu examiniren verstehen, unterhalte ich mich auch mit dem Mexikaner, Franzosen, Italiener u. s. w. in seiner Landessprache, und so etwas imponirt ihnen derart, daß sie darauf schwören, ich müsse ein grundgelehrter Kerl sein, was ihnen auszureden ich auch nicht für angebracht halte. . . . Ich praktizire," so fuhr er fort, „hier jetzt fast zwei Jahre und habe mir in dieser Zeit bereits ein artiges Sümmchen erspart, so daß es demnächst ausreichen dürfte, mich einige Jahre auf einer ordentlichen Universität, die ich zu beziehen gedenke, zu erhalten."

Doktor D., der zweite Arzt, war ein schon älterer Mann, der sein „Office" in einer großen Bretterbude aufgeschlagen hatte, in der eine Menge Waffen und sonstige Kriegstrophäen herum hingen. Er war während des Bürgerkrieges Krankenpfleger in einem Lazareth gewesen und hatte sich bei dieser Gelegenheit verschiedene Handgriffe angeeignet, die ihn seiner Ansicht nach völlig befähigten, namentlich chirurgisch thätig zu sein. Gebrochene Beine und Arme behandelte er daher mit Vorliebe, nur wollte es ihm meist nicht besonders glücken, ihnen wieder den genau richtigen Platz zum Zweck der Heilung anzuweisen. Derartige kleine Unregelmäßigkeiten mußte sich der Verunglückte schon gefallen lassen und froh sein, wenn das betreffende Glied überhaupt nur noch dem Körper anhaftete.

Der Mann besaß übrigens Unternehmungsgeist; so hatte er auch als Lazarethgehilfe den Krieg 1870/71 gegen Frankreich in deutschen Krankenhäusern mitgemacht, was ihm auf einem Diplom, das unter Glas und Rahmen an der Wand prangte und vom Prinzen Friedrich Karl eigenhändig unterschrieben war, bestätigt wurde. Dieser letztere Umstand führte ihm viel deutsche Kundschaft zu, die zahlreich im Orte und in der Umgegend vertreten war.

Als Dritter im ärztlichen Kleeblatt galt Doktor S., dessen Heilkunst sich anfangs nur auf die Kauwerkzeuge erstreckt hatte, bis er Courage genug gewann, sich auch mit anderen, selbst unsichtbaren Körpertheilen zu befassen, in deren Behandlung er sich jedoch so wenig geschickt zeigte, daß er u. A. einmal einen an Lungenentzündung erkrankten Bergmann auf Magenkrebs kurirte.

Hatten diese drei „Doktoren" nicht in ihrem Beruf zu thun, da glücklicherweise ziemlich gesunde Menschen dies Stückchen Erde bewohnten, so wußten sie sich als echte Yankees anderweitigen Erwerb zu schaffen, indem sie einen recht einträglichen Handel mit Cigarren, Tabak, Seife und dergleichen mehr trieben. Da sie Einem auf diese Weise wenigstens keinen Schaden an Leib und Leben zufügen konnten, so trat auch ich mehrfach mit ihnen in geschäftliche Verbindung, in medizinischer Hinsicht aber hätte ich mich gehütet, auch nur eine Hühneraugenoperation durch diese „Aerzte" vornehmen zu lassen. [O. v. B.]

Humoristisches.



Sie weiß sich zu helfen.

Frau (im Sprechzimmer ihres Mannes): Hör', Männchen, darf ich mir den Hut kaufen, den ich Dir gestern im Modemagazin zeigte?
Gatte (Arzt): Laß mich jetzt zufrieden, ich habe augenblicklich Sprechstunde.
Frau: Nun also; so sprich doch — ja!



Auf Abschlag.

Lieutenant: Ich komme heute, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, Herr Kommerzienrath!

Bankier (im Hauptbuch ein Konto aufschlagend): Zum größten Theil haben Sie sie aber schon, Herr Baron!

Gute Antwort. — Der Marquis v. Pontelimar unterhielt sich eines Tages mit dem Könige von Portugal über die Macht der Monarchen. Der König, welcher ein warmer Verehrer des absolutistischen Regiments war, erklärte: „Marquis, wenn ich Ihnen befehlen würde, in's Meer zu springen, so müßten Sie es ohne Zögern thun."

Bei diesen Worten erhob sich der Marquis v. Pontelimar, machte eine tiefe Verbeugung und wandte sich der Thür zu.

„Wo wollen Sie denn hin?" rief der König überrascht.

„Schwimmen lernen," versetzte der Marquis.

Der König lachte herzlich, und die Diskussion war beendet. [L—n.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösung des Jagdscheiben-Räthsels in Nr. 34:

Alle Kreise sind von außen nach innen zu zählen. Die Buchstaben außerhalb des Hirschkopfes an den einzelnen Schlußpunkten geben, von außen nach innen zu gelesen, der Reihe nach die Worte: „Die Jagd nach" — die Buchstaben der Schlußpunkte innerhalb der Figur die Worte: „dem Glück."

Zahlen-Räthsel.

4 5 3 7 2 nennt eine süße Frucht,
4 5 6 7 2 ein Thier, das Süßes sucht.
4 2 6 3 und 2 ist reich an Süßigkeit,
Wenn's an 3 2 4 6 im Sonnenschein gedeiht.
Auch 4 3 2 und 5 wird süß uns aufgetischt;
Dem 4 5 2 und 3 ist Bitt'res beigemischt.
In einem fernen Land voll reichen Sonnenscheins
Dient zur Ernährung meist 3 6 mit 5 und 1.
6 5 mit 1 und 2 und 7 hintendrein
Nimmt mancher sieche Mensch, um zu gesunden, ein,
Und dennoch hat es oft im Dienst der Leidenschaft
Gesunde Menschen rasch vom Leben weggerafft.
Als Fluß kennt Jedermann 1 6 5 7 2.
Nun rathet mir geschwind, was 1 bis 7 sei!

Auflösung folgt in Nr. 36.

Logogriph.

Oft trittst du todt den kleinen Tropf,
Drum schlag' ihm ab auch noch den Kopf;
Geschieht dies, wird er gleich beschwingt,
Horch, wie er jetzo piept und singt!

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34:

des Veränderungs-Räthsels: 1) **Kain.** 2) **Roon.** 3) **Asti.** 4) **Ukas.** 5) **Schiller.** 6) **Eiche.** 7) **Sachs.** 8) **Hanau.** 9) **Alma.** 10) **Araber.** 11) **Reck** = Krauses Haar, krauser Sinn;
des Buchstaben-Räthsels: Koloß, Kloß.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.